

Roland A. Römhildt

UNWAHRSCHEINLICHE ALLIANZEN UND MUTIGE ZUKUNFTSBILDER – WIE VERTRAUEN ENTSTEHT UND WIR ANGSTNARRATIVE ÜBERWINDEN

18.06.2026, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften

Begrüßung

Sehr verehrtes Auditorium und sehr verehrtes Podium,

schön, dass Sie da sind! Nicht der Hausherr sagt das heute: Christoph Marksches kann nicht hier sein, bedauert das sehr und hat mich gebeten, Ihnen seine herzlichen Grüße zu überbringen und eine erkenntnisreiche Diskussion zu wünschen. Mein Name ist Roland Römhildt, ich bin sein Referent und hier im Haus auch für die internationalen Beziehungen zuständig.

Mein Chef hat in der letzten Zeit mehrfach gescherzt, er rede gerade nur deshalb so lange, weil er sich nicht durch mich habe vorbereiten lassen. Schauen wir mal, ob ich es, gewiss durch mich selbst vorbereitet, kürzer hinbekomme – was ja nicht heißt: besser. Ich versuche zumindest, so knapp und präzise zu sein, wie man es an der vormals Preußischen Akademie erwarten darf.

Zunächst freue ich mich sehr, dass wir das *Bündnis für ein weltoffenes und tolerantes Berlin* und die *Konrad-Adenauer-Stiftung* als Kooperationspartner im Hause haben – eine Allianz, die jedenfalls wahrscheinlicher ist als manche, über die wir heute Abend vermutlich sprechen werden.

Mit Herrn Klose hatte ich im vergangenen Jahr das Vergnügen, eine Veranstaltungsreihe unter dem Titel #NEULAND zu kuratieren.¹ Darauf komme ich gleich noch zurück.

Unwahrscheinliche Allianzen, liebe Gäste, werden wir hier in Berlin-Mitte, im Leibniz-Saal der Akademie, nur begrenzt vorfinden. Ich möchte kein Spielverderber sein, sondern stelle dies nüchtern fest. Uns geht es heute vor allem um diejenigen, die nicht hier sind, die solche Räume gar nicht erst als ihre Räume wahrnehmen. Immerhin: Über ihr Fehlen denken wir heute Abend nach. Allerdings müssen wir daraus dann Konsequenzen ziehen. Und sicher von mancher Denkschablone lassen.

Es wird bei Anlässen wie dem unseren gern von Spaltung, Polarisierung und dem überdehnten sozialen Band gesprochen. Steffen Mau, Soziologe und Akademiemitglied, hat wiederholt mit seinem Team gezeigt, dass die Bevölkerung in Deutschland (und anderswo wird es ähnlich sein) in vielen Grundfragen näher beieinanderliegt, als es die große Krisenrhetorik nahelegt.² Mau hat das vor kurzem noch einmal eindrücklich bei einer Veranstaltung des Collegiums pro Academia, unseres Fördervereins, dargelegt – treten Sie bei und Sie können solche Forschung aus erster Hand hören. Kleiner Werbeblock am Rande.

Diese und ähnliche Beobachtungen heißen nicht: Alles harmlos. Es heißt nur: Die eigentliche Dynamik liegt nicht in durchgängiger Polarisierung, sondern in hochemotionalisierten Konfliktfeldern. Und darin, wie diese politisch bewirtschaftet werden.

Genau darauf möchte ich mit meinen wenigen Bemerkungen hinaus: auf Emotionen.

Wir leben in einer Gesellschaft des Hörensagens. Viele Menschen sagen in Umfragen: Mir selbst geht es eigentlich ziemlich gut – aber ich höre, dass die Stimmung im Land miserabel ist. Daraus entsteht ein

¹ Vgl. <https://www.bbaw.de/veranstaltungen/veranstaltung-innovation-machtverhaeltnisse-im-neuland-klaeren>.

² Besonders prägnant: Steffen Mau, Kamel oder Dromedar? Zur Diagnose der gesellschaftlichen Polarisierung. In: Merkur Jg. 76 (H. 874), 2022, S. 5–18. Grundlegend zu Kohäsionsfiguren: Karsten Fischer, Moralkommunikation der Macht. Politische Konstruktion sozialer Kohäsion im Wohlfahrtsstaat. Wiesbaden: VS, 2006.

Hintergrundrauschen. Man kann persönlich relativ stabil leben und politisch trotzdem in einer Katastrophenerzählung wohnen. Medienlogik trägt das weiter, Soziale Medien radikalieren es, Politik greift es auf, Wirtschaft kommentiert es, Wissenschaft untersucht es, Kirchen ringen um ihre Stimme in dieser, fast möchte ich sagen: Kakophonie. Die Krisen sind nicht eingebildet oder herbeigeredet. Keineswegs. Aber Ton, Kontext und Wiederholung entscheiden darüber, ob aus Problemen Angstnarrative werden, die Wirklichkeit prägen und das demokratische Gemeinwesen beschädigen.

Wenn wir Angstnarrative überwinden wollen, müssen wir offensiver über die Wirkung von Emotionen in und auf Öffentlichkeit und Gemeinwesen nachdenken.³ Andere haben längst verstanden, dass effektive Politik im Alltag nicht nur – vielleicht längst nicht mehr primär – aus der Umsetzung ausformulierter Programme und der Verteidigung von Fakten besteht, sondern aus der Herstellung von Räumen für regelmäßige Begegnung und für geteilte Gefühle. Eine gewisse Rechtspartei versucht gezielt, leerstehende Dorfgasthäuser und lokale Treffpunkte zu besetzen – nicht nur im Osten, auch in westdeutschen ländlichen Räumen. Das ist strategisch klug. Wer den Alltag prägt, prägt zugleich die Wahrnehmung des politischen Gemeinwesens und die geteilte Wirklichkeit.⁴

Argumente sind wichtig. Selbstverständlich. Wir sind hier an der Akademie. Allerdings sind Argumente kein schlagkräftiger Türöffner in diesen Kontexten. Sie wirken erst, wenn überhaupt ein Raum entstanden ist, in dem sie gehört werden können. Vertrauen entsteht nicht durch Herbeiargumentieren oder reines Werben, sondern als Erfahrung. Es entsteht, wenn Menschen merken: Diese oder jene Institution ist da, sie interagiert, sie widerspricht meinerwegen auch, *aber* sie kommt zu uns *und* bleibt. Nicht bloß zuhören (von dem wir hier in Mitte zusammen mit der Augenhöhe so gerne reden – das alleine jedoch nur wenig bringt), nicht bloß Hände schütteln. Und natürlich sowieso nicht: belehren. Es geht um Wiederholung von Gesten, um Präsenz, um geteilte Gefühle jenseits von *Events*.

Etwas konkreter: Wenn heute über „Meinungsfreiheit“ gestritten wird, wird oft Meinung mit etwas verwechselt, das höherwertig ist: Analyse, Argument, Wissen. Klassisch gesprochen: *Doxa* wird mit *Episteme* verwechselt. Ich kann das erklären. Ich kann eine Vorlesung dazu halten und sagen, wie doof doch alle sind, die das verwechseln. Oft müsste man damit übrigens in der Wissenschaft selbst anfangen ...

Nur: Diejenigen, die behaupten, man dürfe nichts mehr sagen, erreicht diese Erklärung ja gar nicht erst. Sie erreicht nicht einmal der offenkundige Widerspruch, dass sie genau diese Behauptung überall verbreiten können – häufig unter großem Beifall.

Das zeigt: Es geht zunächst nicht um Erkenntnis. Es geht um gefühlte Selbstwirksamkeit, wie man das heute nennt, um Gefühle ganz allgemein und dass man sie teilt und zusammen ausdrückt, um Aufmerksamkeit und Vergemeinschaftung. Deshalb reicht es nicht, Behauptungen à la „Meinung in Gefahr“ immer nur sachlich zu widerlegen. Man muss ihnen Bühne, Reichweite und *gefühlte* Relevanz entziehen. Ressentiments verdienen nicht das Zentrum. Empörung muss nicht gefüttert werden. Die bessere Strategie ist, Aufmerksamkeit umzulenken: auf andere, positive Erfahrungen, andere Orte, andere Beziehungen, andere Emotionen. Die Leute sind eher nicht für intrikate Philosophie empfänglich. Aber für Kuchen, meinerwegen auch Freibier, ein gutes Gespräch – das nicht positionslos sein muss – und das Gefühl, dass jemand wirklich da ist.

³ Mir ist bewusst, dass sich in den Sozial-, Kultur- und Geisteswissenschaften etwa seit den Neunzigerjahren Ansätze herausgebildet haben, die Emotionen als Thema ernster nehmen; mir geht es jedoch um die Wahrnehmung von Emotionen in öffentlichen Debatten, in denen sie weiterhin oft als das Andere der Vernunft erscheinen: als Störung oder Manipulation rationaler Verständigung, nicht als unvermeidlicher Bestandteil der sozialen Welt.

⁴ Kurz nach dem Vortrag dieses Grußworts hat denn auch Wolfgang Schroeder unter dem Titel „Kneipen für Deutschland“ noch einmal seinen Vorschlag dargelegt, 10.000 Kneipen als Orte der Begegnung und Demokratiestärkung zu schaffen, FAZ Nr. 141, 22.06.2026, S. 6. Dies scheint mir äußerst bedenkenswert.

Die BBAW geht seit zwei Jahren gemeinsam mit anderen Wissenschaftsorganisationen auf Marktplätze quer durchs Land. Das ist richtig. Aber das genügt bei Weitem nicht. Einmal im Jahr mit einem guten Format an einem anderen Ort aufzutauchen, schafft noch keine demokratische Infrastruktur. Wir müssen uns überlegen, wie Wissenschaft dauerhaft Ankerpunkte zu schaffen vermag – in ungewohnten Räumen, mit anderen Partnern, mit mehr *emotionaler Verbindlichkeit*.

Wenn Wissen und Expertise (allein) uns nicht retten werden – auch da wäre die Pandemie eine bislang zu wenig befolgte Lehrmeisterin ... –, ist es umso wichtiger, gemeinsam *neue Räume demokratischer Erfahrung* zu schaffen. Der Begriff des Gemeinwesens fasst das griffiger als der abstrakte Begriff „Gesellschaft“. Gesellschaft kann man analysieren. An einem Gemeinwesen hat man Anteil. Und es ist Kreativität gefragt. Denn punktuell tätige Bürgerräte ersetzen keine Fachpolitik, direkte Demokratie erzeugt jenseits enger lokaler Grenzen oft mehr Komplexität und negative Emotionen als positive Einbindung. Zumal es mir ja nicht bloß oder nicht einmal primär um Politik im engeren Sinne geht. Im Gemeinwesen teilt man ja so viel mehr miteinander, oder sollte es zumindest. Auch das gilt es herauszustellen.

Also: Wir dürfen die Arbeit an Emotionen nicht denen überlassen, die Angst in Ressentiment verwandeln. Ein freiheitliches Gemeinwesen braucht nicht weniger Emotionen, sondern *bessere* Emotionen. Weniger Gefühl, eine „Rückkehr zur Sachlichkeit“, erscheint völlig illusionär. Klar, was „besser“ heißt, ist selbst strittig und muss ausgefochten werden. Aber nicht alle Meinungen sind gleich gut, und nicht alle Emotionen verdienen dieselbe Pflege. Und wenn man das vertritt, muss man den eigenen Positionen auch wirksam Geltung verschaffen.

Das berühmte Böckenförde-Diktum wird oft so zitiert, als könne der freiheitliche, säkularisierte Staat zu seinen eigenen Voraussetzungen nichts beitragen. Das ist falsch. Er kann sie nicht *garantieren*. Das steht da. Aber er kann diese Voraussetzungen, die „äußerst knappe Ressource“ Gemeinsinn (um meinen akademischen Lehrer Karsten Fischer zu zitieren),⁵ pflegen und hegen und gerade an weniger beachteten Stellen sowie im Hinblick auf verbindende Themen stärken. Vor allem kann und muss unser Gemeinwesen selbst mehr zu dieser Pflege beitragen – also auch Institutionen wie die unseren. Mögen manche zetern, das sei paternalistisch. Ist es natürlich nicht. Es ist Verantwortungsübernahme im Sinne eines gehaltvollen Freiheitsverständnisses. In einem nach Leibniz benannten Saal, aus dessen Ecke uns streng Voltaires Büste anschaut, könnte ich gleichfalls sagen: Es ist recht verstandene Aufklärung.

Am Schluss komme ich, wie angekündigt, noch kurz auf #NEULAND zurück. Digitalität und KI kommen zu der von mir umrissenen Konstellation hinzu; das kann ich jetzt nicht ebenfalls noch behandeln. Jedoch scheint mir eines wichtig: Auch das Digitale sortiert nicht nur auseinander. Es kann Begegnungen ganz neu ermöglichen. Es gibt zum Beispiel Untersuchungen zu Beziehungen, die ohne Internet, ohne Dating-Apps, nicht entstanden wären. Wir reden viel über Filterblasen, zu Recht. Aber wir sollten die Möglichkeit unwahrscheinlicher Begegnungen auch hier nicht preisgeben, beziehungsweise gerade die Möglichkeiten dafür deutlich erhöhen und uns wirksame Strategien bei unseren Gegnern abschauen. Denn genau solche unwahrscheinlichen Begegnungen und Allianzen brauchen wir: analog wie digital, institutionell, politisch – und darüber hinaus. Dann gelingt es hoffentlich besser, Emotionen nicht denen zu überlassen, die sie in Ressentiment verwandeln und daraus ihren Nutzen ziehen.

In diesem Sinne wünsche ich uns eine erkenntnisreiche Diskussion darüber, wie wir Räume und Emotionen fürs Gemeinwesen zurückgewinnen oder gar neu erschließen. Ich freue mich auf das Gespräch und heiße Sie erneut sehr herzlich willkommen!

⁵ Karsten Fischer, Gemeinwohrrhetorik und Solidaritätsverbrauch. Bedingungen und Paradoxien des Wohlfahrtsstaates. In: Manfred Prisching (Hg.). Ethik im Sozialstaat. Wien: Passagen, 2000, S. 131–154, hier S. 139. Dieser Text entstand im Rahmen seiner Mitarbeit an der Interdisziplinären Arbeitsgruppe „Gemeinwohl und Gemeinsinn“ der BBAW.